

3. Wie ich Kraft und Hoffnung schöpfe

Die Bibel am Morgen – meine heilige Stunde

Mein Arbeitstag ist sehr unterschiedlich, je nachdem, ob ich in Altamira bin oder unterwegs am Xingu. Die Distanzen sind unendlich. Auf dem Schiff gibt es die Möglichkeit, ein paar Hängematten aufzuhängen. Es gibt auch eine kleine Dusche an Bord, ganz eng, aber immerhin, eine kleine Kochecke und eine Toilette. Da kann man schon leben. Aber von einer Gemeinde zur nächsten kann es oft Stunden dauern, manchmal sogar einen ganzen Tag. Da verbringe ich die Zeit damit, in aller Ruhe zu beten, zu lesen, zu meditieren. Meistens komme ich am frühen Abend in eine Gemeinde. Ich werde immer sehr herzlich empfangen. Es gibt einen genauen Ablauf, den die Leute selbst bestimmen. Fast immer beginnt es mit einem gemeinsamen Abendessen, dann folgt eine Versammlung, in der sie ihre Berichte vortragen. Zuerst reden die Vertreterinnen und Vertreter der Gemeinde. Wenn mehrere Gemeinden vertreten sind, werden diese je einzeln vorgestellt. Ich komme ja jeweils in einen Sektor einer Pfarre, und zwar das eine Jahr in diese, das andere Jahr in die nächste Gemeinde. Die anderen Gemeinden des Sektors stoßen dann jeweils dort dazu, wo ich gerade bin.

Vor der Nachtruhe wird der Gottesdienst für den nächsten Tag vorbereitet und dann ein gemeinsames Abendgebet verrichtet. Wenn Firmung vorgesehen ist, dann wollen die jungen Leute beim Bischof beichten. Da bin ich am Abend ziemlich angehängt, und wenn es mehr Firmlinge sind, stehe ich schon wieder am frühen Morgen für die Beichte zur Verfügung. Zum Schlafen bleibt nicht viel Zeit. Denn am Abend wird es meist spät, und am Morgen geht es frühzeitig los. Das ist für mich kein Problem, denn ich bin

ein Frühaufsteher. Daheim in Altamira bin ich spätestens um zehn, halb elf im Bett und stehe um halb fünf auf. Aber wenn ich draußen bin und erst um Mitternacht in die Hängematte komme, wache ich trotzdem zu meiner gewohnten Zeit auf, sodass die Nacht ziemlich kurz ist. Ich kann aber meist auf dem Schiff in der Hängematte ein wenig Schlaf nachholen.

Der Gottesdienst am nächsten Tag ist meistens mit einer Firmung verbunden. Die anschließende kurze Agape ist ein Imbiss, mit Kaffee oder Saft aus einheimischen Früchten. Im Anschluss gibt es noch einmal ein Treffen mit dem Bischof. Die Leute stellen nun alle möglichen Fragen, quer durch: Was sagst du zum neuen Papst? Wie stehst du zur Regierung? Was hältst du von Belo Monte? Welche Beschlüsse gab es bei der Bischofskonferenz? Wie geht es dir persönlich? Wie lange stehst du noch unter Polizeischutz? Wirst du nach wie vor bedroht? Die Leute sind sehr interessiert. Oft haben sie im Radio etwas gehört und wollen nun vom Bischof genauer darüber Bescheid bekommen. Das dauert meist bis Mittag. Das gemeinsame Mittagessen ist gleichzeitig das Abschiedsmahl. Ich verabschiede mich und höre hundert Mal dieselbe Frage: „Wann kommst du wieder?“

Irgendwie umfängt mich dann eine grenzenlose Wehmut. Ja, wann komme ich wieder? Wann darf dieses liebe Volk wieder Eucharistie feiern? Es geht mir dann, wie es Jesus erging, als er seine Jüngern eingeladen hat, den See zu überqueren, um endlich auszuweichen, und ihn viele Leute bereits am anderen Ufer erwarteten. „Als er an Land ging und die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er lehrte sie lange“ (Mk 6,31–34). Wenn die Distanz zur nächsten Gemeinde allzu groß ist, bekomme ich das Mittagessen mit an Bord.

In Altamira ist der Tagesablauf natürlich anders. Ich habe im Diözesanhaus meinen Bereich, das Schlafzimmer und zwei Räume als Büro. Ich stehe um halb fünf oder kurz vor fünf auf. Früher bin ich fünf Kilometer am Fluss gelaufen, aber das hat mir die Polizei aus

Sicherheitsgründen verboten. Daher gehe ich jetzt in den Gängen des Diözesanhauses auf und ab. Das sind immer etwa 75 Schritte nach vorn und 75 Schritte zurück. Das ist nicht dasselbe wie am Fluss entlang, aber ich bin es mittlerweile gewohnt.

Ich bete dabei meist drei Rosenkränze. Das entsprach früher, als ich noch am Fluss entlang ging, ungefähr fünf Kilometern. Die Wiederholung des Ave Maria ist das Rauschen im Hintergrund eines Glaubensgeheimnisses, das immer mehr Herz und Sinn erfüllt und präsent wird. Ich bete die Gesätzchen immer auf Latein. Das bin ich so gewohnt und der Rhythmus ist zügiger als auf Deutsch. Ich meditiere dazu auch oft Bibelstellen aus dem Römerbrief, den Korintherbriefen, dem Brief an die Philipper oder an die Galater. Oder auch die wunderbaren Abschiedsworte Jesu im Johannesevangelium 16,31–17,26. Das ist für mich wie ein erweitertes Vaterunser, ein tiefgehendes Gebet, in dem sich viel wiederholt, aber das den großen, unendlich tröstlichen Wunsch Jesu für alle seine Jüngerinnen und Jünger ausspricht: „Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt nimmst, sondern dass du sie vor dem Bösen bewahrst“ (Joh 17,15).

Besonders gern mag ich klassische Bibelstellen, die auf unsere Situation in Amazonien zutreffen. Das beginnt im Alten Testament, beim Exodus-Bericht von der Befreiung des Volkes Israel aus dem Sklavenhaus (Ex 3,7–9). Oder der Erste Johannesbrief 3,16: „Daran haben wir die Liebe erkannt, dass er sein Leben für uns eingesetzt hat. Auch wir sind es schuldig, unser Leben für die Schwestern und Brüder einzusetzen.“ Oder das Hohelied der Liebe aus dem Ersten Brief an die Korinther 12,31–14,1, das ich auf Portugiesisch längst auswendig kann. Oder aus dem Brief an die Philipper 2,5–9: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht: Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen: Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“

Nach der Morgendusche mache ich etwa eine Stunde lang meine Morgenbetrachtung und bete die Laudes. Die Bibel ist für mich wie das tägliche Brot. Ich brauche diese „heilige Stunde“, wie ich sie nenne. Ich brauche die Meditation, das Gebet, die kontemplative Dimension. Es gibt in der Bibel für mich sehr existenzielle Stellen, mit denen ich mich stark identifiziere, auch in Zeiten der Verfolgung, der Angst, der Gefahren. Ich denke an Aussagen des Paulus wie im Römerbrief 8,31 „Ist Gott für uns, wer ist dann gegen uns?“ oder am Beginn des Römerbriefs „Paulus, Knecht Christi Jesu, berufen zum Apostel, auserwählt für das Evangelium Gottes“ (Röm 1,1). In seinem zweiten Brief an Timotheus schreibt Paulus seinem Schüler: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe“ (2 Tim 1,12). Das ist auch für mich die Mitte meines Glaubens: dass ich weiß, auf wen ich baue.

Auch mein Wahlspruch „Servus Christi Iesu“ stammt vom Beginn des Römerbriefs. Als ich einmal in die Krypta des Salzburger Doms ging, um an den Sarkophagen der Bischöfe zu beten, die ich persönlich gekannt habe, wie war ich da plötzlich überrascht: Erzbischof Andreas Rohrer, der mich 1965 im Salzburger Dom zum Priester geweiht hat, hatte den gleichen Wahlspruch!

Vor der „heiligen Stunde“ gehe ich meinen Kalender durch. Ich habe Geburtstage, Todestage, von meiner Familie, von Verwandten, von befreundeten Menschen, die Weihe- oder Profestage meiner Mitbrüder und Mitschwestern penibel aufgeschrieben. Ich trinke dabei meinen Orangensaft und den Matete, den ich sehr gern mag. Es gibt in Brasilien eine ganz eigene Art, wie man ihn zubereitet.

Am Abend lese ich die weiteren Horen des Stundengebetes, die Vesper und die Matutin des nächsten Tages. Viele Lesungen aus den Büchern der Kirchenväter, die dabei vorgesehen sind, habe ich schon sehr oft gelesen. So erlaube mir hin und wieder, statt der Väter einen anderen Text zu lesen, der mir als geistliche Lesung oder theologisch wichtig erscheint.

Wenn ich in Altamira bin, feiere ich meistens am Abend um sieben oder halb acht die Eucharistie. Danach findet in Ausnahmefällen noch eine Versammlung statt. Aber in der Regel wissen die Leute, dass der Bischof für solche Begegnungen am Abend nicht mehr gut zu haben ist. Ich lege mich zwar nach dem Mittagessen 20 Minuten hin, höchstens eine halbe Stunde. Aber ich halte Versammlungen bis spät in die Nacht physisch nicht mehr aus.

Gern habe ich die biblischen Bilder vom Salz der Erde und vom Licht der Welt. Ich erzähle den Menschen, dass eine Suppe ohne Salz schlicht und einfach ungenießbar ist. So brauche es uns Christen als Salz der Erde. Nicht, dass wir besser wären als die anderen, sondern in dem Sinn, dass wir das Salz und das Licht sein möchten in der Gesellschaft. Es hat keinen Wert, über die Finsternis zu schimpfen. Es ist gescheitert, eine Kerze anzuzünden.

Oft sind es natürlich auch meine Sorgen, die ich in mein Gebet einbringe. Und davon gibt es genug. Seien es persönliche, interne Angelegenheiten der Diözese, oder äußere Angelegenheiten von Menschen, wo ich keine Lösung finde. Die Menschen erwarten vom Bischof eine Lösung! Sag uns, was sollen wir tun!?! Das geht an die Substanz. Da sind mir gerade die Psalmen eine große Hilfe oder das Buch Ijob. Der Mensch hat das Recht, zu Gott zu schreien und zu fragen, warum?! Wenn Leute misshandelt werden, frage ich mich: Um Gottes willen, warum muss das so sein, warum kann ich so wenig dagegen tun?!

Wenn es mir nicht gut geht, denke ich an den Kreuzweg, an die Agonie am Ölberg. Nachfolge Christi heißt ja nicht, dem wundertätigen Jesus nachzufolgen oder seine guten, schönen Worte weiterzusagen. Nachfolge Jesu heißt, auch seinen Schmerz, sein Leiden zu akzeptieren als den eigenen Schmerz, das eigene Leiden. Das redet sich leicht daher, aber ist absolut nicht einfach. Daher beeindruckt mich bis heute das alttestamentliche Buch Ijob. Der Mensch Ijob redet mit Gott – und wie! Besonders das letzte

Kapitel 42 ist herrlich. Auf Deutsch heißt es in den Versen 4 bis 6: „Hör doch, ich will nun reden, ich will dich fragen, du belehre mich! Vom Hörensagen nur hatte ich von dir vernommen; jetzt aber hat mein Auge dich geschaut. Darum widerrufe ich und atme auf, in Staub und Asche.“

Es gibt Augenblicke, in denen es dir die Stimme verschlägt und du nicht einmal mehr die Kraft hast aufzuschreien. Ich denke an jene Stunde, als ich vor dem Sarg von Schwester Dorothy stand, die erschossen worden war. Ich denke an meinen guten Freund Dema, ein Familienvater von vier Kindern. Auch er wurde erschossen und fiel seiner Frau zu Füßen. Sein letzter Blick traf seine liebe Maria da Penha: Schau auf unsere Kinder! Ich denke an meinen Mitbruder Hubert Mattle. Ich sehe ihn noch neben mir, mit seiner kleinen Hündin. Als ich am Tag, an dem er erschossen wurde, vom Auferstehungsgottesdienst zurückkam, lag die Hündin vor Huberts Zimmertür, unmittelbar neben meinem Zimmer. Ich streichelte die Hündin und sie schaute zu mir auf und fing an zu weinen. Hundeweinen ist herzerreißend. Es geht dir durch Mark und Bein.

Was kann ich dazu sagen, wie soll ich das in Worte fassen? Schweigen ist da besser als große Erklärungen oder eine noch so gut gemeinte Predigt. Oft und oft habe ich keine Antwort und ich suche auch keine. Die Theodizee-Frage habe ich nie gestellt und werde sie auch nie stellen: Warum lässt Gott das zu? Wie oft ist das Elend, die Not, von Menschen hervorgerufen, durch Menschen verursacht! Das ist gerade bei uns in Amazonien ganz offensichtlich. Und wenn anderswo, in Asien, tausende Menschen einem Tsunami zum Opfer fallen? Auch da ist die Frage mehr als überflüssig, warum Gott diese Menschen alle zugrunde gehen lässt, wenn es viele wissenschaftlich fundierte Hinweise gibt, dass solche Katastrophen durch den von den Menschen provozierten Klimawandel und skrupellosen Raubbau viel häufiger und größer geworden sind.